

**Eröffnungsrede** zur Klangkunst-Installation „Sirrende Dürre“ von Roswitha von den Driesch und Jens-Uwe Dyffort auf dem Tempelhofer Feld am 4. September 2022

*von Stefan Fricke*

Über den Zusammenhang von Wetter und Musik, von Witterung und Klängen wissen wir bisher nicht allzu viel. Wir kennen in nichteuropäischen Kulturen Tänze und entsprechende, auch hörbare Rhythmen, um den lang ersehnten Regen herbeizurufen. Wir kennen – nun im Westen – etliche sinfonische Kompositionen, die Sturm, Unwetter, Regen und die vier Jahreszeiten samt der ihnen zugeschriebenen Wetterlagen thematisieren. Wir wissen auch, dass wir nach dem Regen in bebauter Umgebung weiter und klarer hören, als wenn Schnee liegt. Dabei ist das Knirschen unserer Schritte im Schnee natürlich selbst ein wunderbares Geräusch, es fühlt und hört sich ganz anders als das Gehen im trockenen Sand.

Die vielleicht bekannteste deutschsprachige Äußerung zum Verhältnis von Musik und Wetter und darüber hinaus stammt aus dem Jahr 1930. Verfasst hat sie Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Peter Panter und sie erschien erstmals in der Berliner Zeitschrift „Die Weltbühne“ (30.12.1930). Dort heißt es: „Wegen ungünstiger Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt.“

Mit der besagten „Revolution in der Musik“ meinte der Schriftsteller und Journalist Tucholsky die musikalische Zwölftontechnik, das – so hat es Arnold Schönberg formuliert – das „Komponieren mit zwölf nur aufeinander bezogenen Tönen“. Und diese - innerhalb des musikalischen Systems gesprochen - Demokratisierung aller Töne zu völlig gleichberechtigten Mitspielern brach mit dem streng hierarchischen System von Tonika und Dominate. Allerdings beherrscht die Wertigkeit und Hörigkeit des alten Systems weiterhin das Gros aller Musik bis zum heutigen Tag.

Die besagte „Revolution in der Musik“, die um 1920 von Wien ausging – vor allem von Schönberg und seiner Schule, die zeitweise dank ihm auch in Berlin beheimatet war – ist ein zartes Pflänzchen geblieben, auch wenn die nun schon hundert Jahre alte „Neue Musik“ etliches aufgerüttelt und zahlreiche schöne Blüten geschaffen hat. Ohne diese „Neue Musik“, wie unsere Vorfahren dieses veränderte ästhetische Denken namentlich kennzeichneten – manche würde vielleicht auch brandmarkten sagen -; ohne diese historische Setzung und fortlaufende Entwicklung „Neuer Musik“ wären wir heute wohl nicht hier auf dem Tempelhofer Feld.

Denn ohne den beharrlichen Glauben und die daraus resultierende Tatkraft ihrer Akteur:innen, dass sich die Kunst kontinuierlich kritisch und mithin selbstkritisch befragt, verändert und seismografisch die jeweiligen Lebensumstände betrachtet – mit den ihr eigenen Mitteln -; ohne solche ästhetischen Einsprüche und ohne ihren Trieb des Nicht-

Stehen-Bleiben-Wollens, des Öffnens auch in bisher verschlossene Areale, hätte sich das, was wir Klangkunst nennen, nicht entwickelt.

Und diese sogenannte Klangkunst ist – vielleicht mögen Sie nochmal an das Bonmot von Tucholsky denken (egal in welche Richtungen Sie es nun auflösen und deuten wollen) -; diese Klangkunst ist in etwa so alt wie „Die Grünen“, ähnlich alt wie das in Frankfurt am Main ansässige Ensemble Modern, die erste dauerhafte Formation für Neue Musik, basisdemokratisch organisiert und bis heute nicht durch die öffentliche Hand institutionalisiert.

Um 1980 jedenfalls mehren sich die Artefakte, die im Grenzbereich von (Neuer) Musik und (aktueller) bildender Kunst angesiedelt sind. Diese Arbeiten verbinden Hören und Sehen in Klangskulpturen und Klanginstallationen; sie schaffen völlig neue ästhetische Erlebnissituationen.

In der Klangkunst sind Auge und Ohr sind gleichberechtigte Mitspieler, mithin samt der anderen unserer Wahrnehmungsorgane. Klangkunst experimentiert mit Sounds und Räumen, innen wie außen; sie benutzt vielfach Alltagsgegenstände, und sie spielt mit Situationen aus dem ganz normalen Leben. Klangkunst macht das artistische Angebot, Gewohntes anders und neu zu erleben, Ungewohntes zu entdecken und es in eigener Zeit, mit eigener Sinneswelt zu erkunden. Klangkunst ist sinnlich und spielerisch, hintergründig und hinterfragend.

Nebenbei: Der Begriff Klangkunst ist übrigens eine Wort-Erfindung des DDR-Rundfunks in den 1960er Jahren, womit man dort allerdings die elektronische Musik, die Musik nur für Lautsprecher meinte. Das Auge hatte man in Ost-Berlin nicht mitbedacht; es ging allein ums Hören, aber man wollte die elektronische erzeugten Sounds keineswegs Musik nennen, da diese Musik auf Melodie verzichtet.

Klangkunst, wie sie das Berliner Künstlerduo Roswitha von den Driesch und Jens-Uwe Dyffort begreift und seit vielen Jahren praktiziert, ist eine ästhetische Erkundung unseres Lebensraums, der Umgebungen und Umstände, in denen wir uns freiwillig-unfreiwillig aufhalten, bewegen müssen.

Jede Landschaft, jeder Ort, jedes Gebäude, jeder Raum, jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze, also ein jegliches Ding hat eine eigene Geschichte und erzählt Geschichte(n). Je nach Alter und Beschaffenheit der Subjekte und Objekte, der Situation im Außen- oder Innenraum reicht die jeweilige Historie weit zurück; bisweilen sind die Ursprünge und Zwischenstationen mit unseren Augen und Ohren kaum mehr ablesbar, liegen im Verborgenen, oder unser Sensorium ist nicht geschult genug, um alle Zeichen lesen zu können. Von den Driesch und Dyffort betätigen sich in und für ihre Klangkunst als veritable Ortserkunder; sie befragen die Situationen und Zustände und geben uns einige

Informationen aus ihrer künstlerischen Forschung als ästhetisches Erlebnis zurück. Und das machen die beiden in äußerst dezenter Weise. Und das nicht, weil sie ihre Einsichten für so kleine oder unwichtige hielten. Ganz im Gegenteil: Die Dezenz, das betont Leise ihrer Arbeiten dient der Schärfung von Aufmerksamkeit, Wachsamkeit, Achtsamkeit. Ihre Pianissimo-Invektiven im öffentlichen Raum sollen nicht stören, weder Tier noch Mensch noch Pflanze; sie sollen irritieren, um die Besucher ihrer Arbeiten zu sensibilisieren. Im öffentlichen Raum sind es meist zufällige Passanten, die den Arbeiten begegnen. Der oder die merkt dann auf, wenn sie ein leises Surren oder Sirren vernehmen. Sie hört zu, spürt dichter oder loser werdende Sounds, sieht sich um, entdeckt etwas, stellt sich – ich möchte es hoffen – ausreichende Fragen und zieht Verbindungen. Wieso ein hörbarer Baum, ein Baum, der mehr von sich gibt, als das Rascheln seiner Blätter? Wieso jetzt ein dichter werdendes Klangnetz? Wieso nun eine merkwürdige Losigkeit zwischen den Sounds? Wie gehört das alles zusammen, und er und sie macht sich selbst auf die Spur des Entdeckens und Erkennens. Dazu geben Roswitha von den Driesch und Jens-Uwe Dyffort die nötigen Impulse, wie jetzt mit der Bäume-Installation „Sirrende Dürre“. Und dann könnte im Auge und Ohr des Betrachters und der Hörerin etwas geschehen, sich etwas eigenes freisetzen. Das Sirren und Surren, die Dichte und Losigkeit der fünf hier zu hörenden Bäume entstehen durch die musikalisierte Deutung und Komposition von historischen Messdaten des Deutschen Wetterdiensts, die für den einen Baum aus dem Jahr 1948 stammen, für einen anderen aus dem Jahr 2014. Und weil – bisher jedenfalls- im Frühling mehr Regen fällt als im Sommer sind die Rhythmen in dieser Phase der Klangkomposition dichter und später dann losiger. Die Menge des Niederschlags in den entsprechenden Jahren des jeweiligen Baums stimuliert die zu- oder abnehmende Aktivität der individuellen Stimme. Im Verbund mit den anderen Bäumen entsteht daraus ein komplexes Ensemble der vier Jahreszeiten und der Jahrzehnte. Ein Klanggewebe der Erinnerung, das unwillkürlich in eine ungewisse Zukunft weist, übrigens auch an anderen Standorten im Bezirk Tempelhof-Schönberg.

„Wegen ungünstiger Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt.“ Die Wetterlage bleibt weiterhin äußerst ungünstig und beunruhigend - die klimatische wie die politische. Es bleibt dringend – vielleicht mehr denn je - zu hoffen, dass die ästhetischen Erlebnisse, die begriffslose Erkenntnis durch die Kunst und unsere Begegnungen mit der Kunst, eben auch der Klangkunst zu Begriffen und vor allem zum Handeln führt, dass die Wetterlagen sich wandeln. Die Kraft dazu hat sie, wir hingegen nicht so oft, wie es geboten wäre.